

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1900)
Heft: 2

Rubrik: Kleine Mitteilungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

weil ihr Lebenswandel und ihr Verhalten gegenüber den Eingeborenen nicht nur dem Christentum, sondern auch der Gesittung Hohn spricht. Jedenfalls wird sich die Mission durch Anfeindungen, wie sie in der letzten Zeit so häufig waren, an der Verfolgung ihrer grossen und segensreichen Aufgabe nicht irre machen lassen.

Die Anforderungen, die eine Sanierung der chinesischen Verhältnisse stellt, sind keine geringen. Vorab muss der Augiasstall am Hof, das Harems- und Eunuchenwesen, ausgemistet werden, dann sollte der Vielweiberei und Korruption der Mandarinen gesteuert, die Naturmittel und Arbeitskräfte nutzbar gemacht, der Elementarunterricht befördert, die mit dem Götzendienste verbundene Verschwendung eingeschränkt, Laster, Opium, Spiel und andere soziale Uebel bekämpft, die Rechtspflege und das Finanzwesen geordnet, Sitten und Gebräuche vereinfacht, die frühen Heiraten abgeschafft, das Armen-, Kranken- und Versicherungswesen reguliert, die Sanitäts-einrichtungen verbessert resp. eingeführt, die Verkehrsmittel vermehrt und freie Religionsübung gestattet werden. Wird China die Kraft haben, sich, ähnlich wie Japan, zu solchen Neuerungen und Verbesserungen aufzuraffen, und wird das Abendland ihm mit gutem Willen an die Hand gehen? Hoffen und wünschen wir es, denn das Schicksal Europas liegt nicht zum wenigsten — im fernen Osten.

Kleine Mitteilungen.

Die brasilianische Krankheit. Von Dr. med. *Sehrwald* (Joinville). — Unter brasilianischer Krankheit versteht man, wie bekannt, eine hochgradige Blutarmut, die in Brasilien unter Eingeborenen wie Eingewanderten so häufig ist, dass man sie als Krankheit des Landes, *mal da terra*, bezeichnet. Dasselbe Leiden kommt auch in der gemässigten Zone, z. B. in einigen Bergwerken und Ziegeleien Deutschlands, vor; am verbreitetsten ist es jedoch in der heissen Zone und besonders in Brasilien. Bei der brasilianischen Krankheit ist die Blutarmut oft so hochgradig, dass die Ohren, Wangen und Lippen fast weiss aussehen. Bei Farbigen bemerkt man die grosse Blässe am leichtesten an dem Zahnfleisch und an der Innenseite der Augenlider. — Aeusserst selten heilt die brasilianische Krankheit von selbst aus. Meist besteht sie viele Jahre und führt schliesslich durch Wassersucht das Ende herbei. In manchen Fällen tritt jedoch der Tod binnen kurzer Zeit nach Beginn der Erkrankung ein und zwar unter dem Bilde eines Magen- und Darmleidens. Ueberhaupt findet man bei der brasilianischen Krankheit stets Anzeichen von Darmstörungen, so sehr häufig einen aufgetriebenen Leib, Leibscherzen, Aufstossen, Erbrechen, schlech-

ten Appetit, Verstopfung, seltener Durchfall, blutigen Stuhlgang etc. Hierdurch wird es schon wahrscheinlich, dass die Ursache der brasilianischen Krankheit im Unterleib ihren Sitz hat. Und dies ist in der That auch der Fall. Wie 1838 zuerst in Italien bei einer Leichenöffnung entdeckt wurde, gibt es eine Blutarmut, die durch grosse Mengen eines Wurmes, der den Namen *Ankylostomum duodenale* erhielt, hervorgerufen wird. Dieser Wurm ist ziemlich klein, aber mit blossem Auge noch recht gut zu bemerken, da er 1—1½ Centimeter lang wird. Trotz seiner Kleinheit ist er viel gefährlicher, als alle andern, viel grösseren Darmwürmer, weil er nicht wie letztere vom Inhalt des Darmes, sondern vom Blute des Menschen lebt. Das *Ankylostomum* sieht daher auch nicht weiss wie alle anderen Darmwürmer aus, sondern blutigrot. Mit Zähnen beisst er sich innen im Darm fest und saugt in Gesellschaft von Hunderten oder Tausenden Blut. Sind z. B. nur 400 *Ankylostoma* im Darm anwesend und saugt jeder derselben nicht mehr wie einen Tropfen Blut täglich, so verliert der Patient dadurch in jedem Monat 1¼ Pfund Blut. Hierdurch wird der Wurmranke allmählig hochgradig blutarm, ein Zustand, der noch durch die von den Würmern verursachten Verdauungsstörungen verschlimmert wird. Am auffälligsten zeigt sich die Blutleere bei Kindern, da bei ihnen die Würmer gerade so viel Blut saugen, wie bei Erwachsenen, sie aber in ihrem kleinen Körper viel weniger Blut als letztere besitzen. So hat ein gesundes Kind von 50 Pfund Gewicht höchstens 4 Pfund Blut, während ein Erwachsener von 130 Pfund doch wenigstens über 10 Pfund Blut verfügt. — Da der Wurm sich im Darm festgebissen hat und wenigstens 8 Jahre lang lebt, so findet man fast nie einen Wurm im Stuhlgang. Es wäre daher recht schwer herauszubekommen, ob die Blutarmut eines Patienten durch den Wurm hervorgerufen wird, wenn die Würmer nicht massenhaft Eier absonderten, die sich täglich in Hunderttausenden dem Stuhlgang beimengen. Die Eier sind nun mit blossem Auge nicht zu sehen, sondern nur mit dem Mikroskop. Mit Hülfe dieses Instrumentes kann der Arzt den Stuhlgang untersuchen und mit Leichtigkeit durch die Anwesenheit der Eier dieses Wurmes feststellen, dass sich das *Ankylostomum* in dem Patienten befindet.

In Joinville hat man bisher diesen gefährlichen Blutegehn keine Beachtung geschenkt. Wie ich aber durch zahlreiche Untersuchungen festgestellt habe, gibt es hier kaum ein häufigeres Leiden, als die brasilianische Krankheit, verursacht durch den Wurm *Ankylostomum*. Die Erklärung für die so grosse Verbreitung dieser gefährlichen Blutarmut liegt in dem Umstand, dass sich die Würmer als kleine, mit blossem Auge nicht wahrnehmbare Puppen in der Joinvillenser Gegend fast überall im Erdboden und Wasser befinden. Geniesst man nun ungekochtes Wasser oder Früchte und Gemüse, an denen ungekochtes Wasser und Erdteilchen haften, oder isst man etwas mit Fingern, die noch mit Bodenbestandteilen beschmutzt sind, so gelangen leicht lebende Wurmpuppen in Menge in den Magen. Ist der Magen des Betreffenden vollständig gesund, so werden hier meist die Wurmpuppen durch die in gesunden Tagen stets reichlich vorhandene Salzsäure des Magens abgetötet. Ist aber der Magen, wie so häufig, nicht ganz in Ordnung, hat man zu viel gegessen und getrunken, hat man Fieber, Verstopfung etc., so fehlt es an Salzsäure im Magen, die sonst die Wurmpuppen tötet. Die Würmer gelangen dann noch lebend durch den Magen in den Dünndarm, kriechen hier aus, beissen sich im

Darm innen fest und wachsen zu ihrer Länge von 1—1½ cm heran, indem sie fortwährend Blut saugen. Durch tägliches Mitgeniessen von ungekochten Bodenbestandteilen in der Nahrung können sich Tausende solcher Blutegel im Darm des Menschen festsetzen und die hochgradige Blutarmut der brasilianischen Krankheit hervorrufen.

Die brasilianische Krankheit ist durch die Abtreibung der Würmer vollständig zu heilen, nur darf man nicht so lange mit der Kur warten, bis sich unheilbare Darmstörungen, unstillbares Erbrechen und Wassersucht im höchsten Grade eingestellt haben. Die Abtreibung der Ankylostomon kann natürlich nur durch das Einnehmen giftiger Mittel erfolgen; trotzdem aber ist sie sehr schwierig, da sich die Würmer sehr fest in den Darm eingebissen haben und gegen Gifte sehr widerstandsfähig sind. Fast alle bekannten Wurmmittel haben sich als unzuverlässig zur Abtreibung dieser Blutegel herausgestellt, so zum Beispiel auch die Milch des Gummibaumes *Ficus doliaria*. In neuester Zeit ist es mir jedoch gelungen, eine sichere und dabei nicht allzu sehr angreifende Kur zur Abtreibung der Würmer ausfindig zu machen. Hunderte von den kleinen Blutegeln sah ich bei erfolgreichen Kuren abgehen. Um die gefährlichen Würmer dann nicht wieder oder um sie überhaupt nicht zu bekommen, ist es natürlich unbedingt nötig, nichts mit ungewaschenen schmutzigen Fingern zu essen, keine Teile von Früchten und Gemüse ungekocht zu geniessen, an denen Erdbestandteile haften oder haften können, und kein ungekochtes Wasser zu trinken. Besonders ist bei Kindern auf die grösste Reinlichkeit zu achten, die gar zu gern auch auf die Erde gefallenes Obst essen, mit Erde spielen, die Finger in den Mund stecken und an allen Pfützen trinken. Am schädlichsten ist es natürlich, Erde zu essen, was öfters vorkommt, da Magenkranke und Blutarme häufig ein grosses Verlangen nach solchen unverdaulichen Dingen haben.

Die Bereitung der chinesischen Tusche ist noch wenig bekannt. Ueber das Verfahren bei Herstellung dieses gesuchten Artikels teilt das Patentbureau von H. & W. Pataky folgendes mit: Eine Mischung von Oel, Schweinefett und Firnis wird angezündet und der bei der Verbrennung entstehende Russ aufgefangen. Dabei ist die Qualität des zu verwendenden Oeles von grosser Wichtigkeit, es können nur die feinsten Oele, wie Sesam oder Colcaöl, verwendet werden. Häufig wird auch das aus dem Samen einer Giftpflanze ausgepresste Oel angewandt, welche von Dr. Brettschneider mit dem Namen *Driandra cordata* oder *Elaeococco verrucosa* bezeichnet wurde, und welche die Chinesen Wu Tung nennen. Es ist dies ein Baum, dessen Kultur im ganzen Yang-Tse-Tale eine sehr verbreitete ist und der auch in Japan sehr häufig vorkommt. Der durch die Verbrennung oben genannter Mischung erhaltene Russ wird mit etwas Vogelleim zu einem Teig angerührt und auf hölzernen Unterlagen mit Stahlhämmern geknetet. Dem Teige wird noch ein wenig Moschus oder Kamphor beigefügt, um ihm das beliebte Parfüm zu verleihen. Ausserdem werden pro Pfund der Masse noch 20—160 Goldblätter beigefügt, welche dazu dienen, der Tusche den schönen und so sehr geschätzten metallischen Glanz zu geben. Endlich wird die so präparierte Masse in Stangenformen gebracht und getrocknet, was bei schönem Wetter mindestens 20 Tage in Anspruch nimmt. Der Preis der echten chinesischen Tusche stellt sich pro Pfund auf Fr. 2. 50 bis Fr. 175. —. Aber nur die geringsten Qualitäten gelangen zum Export

ins Ausland, während die wirklich feine chinesische Tusche ausschliesslich im Lande selbst oder auch in Japan, Anam, Tonkin und Korea verwendet wird.

Erdumwälzungen auf dem Meeresgrunde. Die weite Fläche des Weltmeeres macht nur selten den Eindruck völliger Ruhe, vielmehr gilt der Ozean im Allgemeinen mit Recht als ein Sinnbild der nimmer rastenden Bewegung. Wenn man aber unter der gewaltigen Empfindung steht, die das Meer bei einem starken Sturm in seinem wilden Toben in uns hervorbringt, so kann uns wenigstens der Gedanke zum Ruhepunkt werden, dass da drunten auf dem Boden des Ozeans ewige Stille herrscht. Und doch ist diese Vorstellung, dass in jenen Abgründen Ruhe und Friede gleichmässig herrscht, ganz irrig. Es geschehen dort Umwälzungen, wie sie in gewisser Beziehung auf der Erdoberfläche ihres Gleichen nicht haben. Die Ströme der Festländer führen ohne Unterlass ungeheure Mengen von kleinen Gesteinstrümmern in das Meer, die der Regen, der Frost, die Schwerkraft und das fließende Wasser dem Gebirge abgerungen haben. Diese Trümmersmassen häufen sich in der Nähe der Festlandsküsten zu untermeerischen Gebirgen an, an deren Abhängen sich zuweilen gewaltige Bergstürze ereignen müssen. Verschiedene Naturvorgänge leisten solchen untermeerischen Katastrophen Vorschub: einmal das Entspringen von Süßwasserquellen auf dem Meeresboden, deren Vorhandensein begreiflicherweise selten nachzuweisen, aber als sicher anzunehmen ist, sodann ganz besonders das Eintreten von Erdbeben, deren Wirkungen unter dem Meer wahrscheinlich noch viel bedeutender sind, als auf dem Festlande. Sie sind auch weit häufiger, vornehmlich in der Zone der Gehänge, in denen die Festländer gegen den Boden des Weltmeeres abstürzen. Hat doch der rühmlichst bekannte englische Erdbebenforscher Professor Milne auf Grund einer ausführlichen Bearbeitung sämtlicher Erdbebenbeobachtungen festgestellt, dass von 130 starken Erdbeben im Jahre 1899 alle bis auf fünf ihren Ursprung auf dem Boden des Ozeans gehabt haben.

Das Gebiet der grössten Bewegungen, denen die Oberfläche unseres Planeten unterliegt, ist also nicht der bewohnbare Teil der Erde, sondern der Meeresboden. Wie erhält man nun aber von solchen untermeerischen Kraftproben des Erdgeistes Kenntnis? Nicht die einzige, aber doch die wichtigste Vermittlung bieten die Kabel, denn ausser ihnen, die nur allzu oft durch ihre Beschädigung ein derartiges Ereignis anzeigen, kommen nur noch gelegentlich bei besonders starken Erschütterungen Erdbebenwellen vor, die dann allerdings, wenn sie ihren Ursprung in der Nähe einer Küste nehmen, an dieser die furchtbarsten Verheerungen anrichten können, wie es erst vor einigen Jahren in Japan der Fall gewesen ist. Die Kabel haben sich allmählig zu einem — allerdings noch immer sehr weitmaschigen — Netz entwickelt, das der Mensch über den Erdboden hinweg von Kontinent zu Kontinent gespannt hat. Dass sämtliche Kabel der Erde immer gleichzeitig völlig in Ordnung sind, kommt wohl niemals vor, denn irgendwo ist immer eine Unterbrechung durch eine Beschädigung irgendwelcher Art vorhanden. Die Kabel finden sich zuweilen von grossen Massen überschüttet, die von untermeerischen Gebirgen in die Zone des tieferen Bodens abgesunken sind. Oft kommt es vor, dass zwei oder drei Kabel, die bis zu 25 km auseinander gelegen sind, durch solche Bodenbewegungen gleichzeitig zerstört werden. Man hat auch mehrfach Bei-

spiele dafür gehabt, dass ein Kabel in demselben Augenblick gerissen ist, in dem auf dem Festland ein Erdstoss verspürt wurde.

Selbstverständlich bleibt die Erforschung untermeerischer Erdbeben eine schwierige Aufgabe, da die Beschädigung eines Kabels ja nicht immer auf ein solches Naturereignis hinzuweisen braucht, und da zweifellos ausserordentlich viele Erdbeben den Boden des Weltmeeres durchzittern, von denen der Mensch nichts zu spüren vermag und nichts erfährt, weil ein Kabel durch den betreffenden Teil des Weltmeeres nicht gelegt ist. Es wäre daher nach der Meinung der sachverständigen Gelehrten von grossem Werte, wenn längs der Küsten der Festländer und um die ozeanischen Inseln herum Instrumente aufgestellt werden würden, die selbst schwächere Erdbewegungen anzuzeigen imstande sind. Die praktische Bedeutung eines solchen Ausbaues der Erdbebenforschung läge zunächst in der Erkenntnis, dass man die Richtung der zu legenden Kabel auf Grund dieser Erfahrungen so wählte, dass sie durch solche Gebiete des Meeresbodens verliefen, die von Erdbeben verhältnismässig am seltensten heimgesucht werden. Glücklicherweise wird der Erdbebenforschung jetzt eine vermehrte Aufmerksamkeit zugewandt und besonders der letzte internationale Geographenkongress in Berlin hat wichtige Schritte gethan, um ein gemeinsames Vorgehen zur Gründung von Beobachtungswarten für Erdbeben in allen Teilen der Erde zu schaffen. Es wird sicherlich nicht nur die sogenannte reine Wissenschaft sein, die von der Erfüllung dieser Wünsche und Bestrebungen den grössten Nutzen ziehen wird. („A. S. Z.“)

Die wissenschaftlichen Ergebnisse einer der berühmtesten Weltreisen werden erst jetzt, nachdem 130 Jahre seit deren Ausführung vergangen sind, veröffentlicht. Es war die erste Weltumsegelung von James Cook auf dem Schiffe „Endeavour“ in den Jahren 1768–71, deren grösste That die Entdeckung der Ostküste des australischen Festlandes war. Als Naturforscher machten die Reise Sir Joseph Banks und Dr. Solander mit. Die Ergebnisse waren, auch in naturwissenschaftlicher Beziehung, ganz besonders mit Rücksicht auf die Pflanzenkunde, hervorragend, aber über ihrer Ausarbeitung und Veröffentlichung hat bis auf den heutigen Tag ein Unstern gewaltet. Sogar das Tagebuch von Kapitän Cook wurde erst im Jahre 1893 herausgegeben, drei Jahre später dann das Tagebuch von Banks durch den Nestor der Botanik, den berühmten Gelehrten Sir Joseph Hooker. Jetzt endlich hat auch eine Beschreibung und Abbildung der auf der damaligen Weltreise gesammelten Pflanzen zu erscheinen begonnen, nachdem sich das britische Museum mit Thatkraft der Aufgabe angenommen hat, die Vernachlässigung dieses wissenschaftlichen Materials aus dem Schuldbuch der englischen Wissenschaft zu tilgen. Erst jetzt, wo die erste Lieferung des Werkes über die australischen Pflanzen, die von den Naturkundigen der Cook'schen Reise gesammelt wurden, vorliegt, erhält man eine rechte Vorstellung davon, in welchem Grade man sich durch die Gleichgültigkeit gegen dieses Material an der Wissenschaft versündigt hat. Bis auf eine verhältnismässig kleine Zahl sind sämtliche in dem ersten Heft des begonnenen Werkes abgebildeten und beschriebenen Pflanzen für die Wissenschaft neu und erscheinen überhaupt zum erstenmale in der Litteratur. Es muss als höchst bedauerlich bezeichnet werden, dass alle die vielen pflanzenkundlichen Werke, die im Laufe der letzten 130 Jahre über das australische

Erdgebiet erschienen sind, diese umfassenden Entdeckungen gar nicht haben benutzen können. Allerdings mag zugegeben werden, dass nur ein besonderes Missgeschick der Anlass sein konnte, die Zeichnungen und Beschreibungen der Pflanzensammlung jener Weltreisen so lange in einem Winkel liegen zu lassen. Derjenige, welcher zur Aufzeichnung der gesammelten Pflanzen und Tiere schon auf der ersten Reise mitgewirkt hatte, starb während der zweiten, mit ihm auch noch zwei andere Zeichner, deren man sich zu dem gleichen Zwecke bedienen wollte, und so blieb auch die Arbeit, die schon auf der Reise geleistet werden sollte, unvollendet. Die Pflanzenzeichnungen stehen leider keineswegs auf einer künstlerischen Höhe und können sich nicht einmal mit denen messen, die nur kurze Zeit darauf in ähnlichen Werken erschienen. Nichtsdestoweniger ist ihre Veröffentlichung ein Ereignis von unbestreitbarem Werte.
(„A. S. Z.“)

Die neuesten Pläne der Jesup-Expedition. Das von dem Leiter des amerikanischen Nationalmuseums ins Leben gerufene imposante wissenschaftliche Unternehmen bezieht sich auf die Erforschung der Volksstämme in den Küstengebieten des nördlichen Stillen Oceans auf nordamerikanischer wie auf asiatischer Seite. Der Zweck ist, die Völkerverwandtschaften zwischen den beiden Gebieten festzustellen und darauf die Wahrscheinlichkeit von Volkswanderungen von Asien nach Amerika oder umgekehrt zu prüfen. Jetzt haben zwei Gelehrte, Jochelson und Bogoras, Amerika verlassen, um sich über Wladivostock nach dem nordöstlichen Asien zu begeben. Ihr Arbeitsgebiet liegt nordöstlich vom Amurflusse. Es sollen dort die Beziehungen der Eingeborenen zu den Völkern des äussersten Nordwestens von Amerika und auch zu den früher erforschten asiatischen Stämmen untersucht werden, die etwas weiter westlich wohnen. Es ist zu erwarten, dass dadurch die Beziehungen zwischen den Urvölkern Amerikas und Asiens endgültig zur Klarheit kommen werden.

Die Unternehmung kommt im letzten Moment, denn die Goldfunde, die sowohl im nordwestlichen Amerika wie im nordöstlichen Asien gemacht worden sind, werden in nächster Zeit, so weit es nicht schon geschehen ist, so viele Einwanderer herbeilocken, dass die Eigenart der Ureinwohner längs der Küste des Behrings-Meereres bald verschwinden wird, wenn nicht die Stämme überhaupt aussterben. Jochelson wird im kommenden Winter zunächst die Küstenstämme am Nordostufer des Ochotskischen Meeres besuchen, die zu der grossen Tungusenfamilie gehören, während andere Stämme zu einer wenig bekannten Völkergruppe zählen, die den äussersten Nordosten des Erdteils inne hat. Bogoras wird eine lange Reise im Hundeschlitten durch das Gebiet unternehmen, das nördlich von der Halbinsel Kamtschatka liegt und eine geraume Zeit unter den Tschuktschen zubringen, deren Lebensweise der der Eskimos sehr ähnlich sein soll. Der genannte Gelehrte ist ungewöhnlich gut für diese Arbeit vorbereitet, da er bereits früher mehrere Jahre unter den westlichen Tschuktschen weilte. Diese sind ein Nomadenstamm und leben von den Erzeugnissen ihrer grossen Rentierherden. An der sibirischen Küste befindet sich auch ein kleiner Eskimostamm, den Dr. Bogoras besuchen will. Sein Kollege Jochelson wird nach Beendigung seiner Forschungen an der Küste des Ochotskischen Meeres nordwestlich die hohe Kette der Küstenberge auf einem Wege, den noch nie ein Europäer begangen hat, durchkreuzen und das

Land des abgesonderten Stammes der Jukagiren erreichen. Wegen der schwierigen Bereisung wird er für die Rückkehr seine Reise wesentlich durch Asien fortsetzen und über Moskau und Petersburg nach New-York sich heimbegeben. Beide Gelehrte haben bereits eine Reihe höchst bemerkenswerter Forschungen über sibirische Völker ausgearbeitet, die gegenwärtig von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Petersburg zur Veröffentlichung vorbereitet werden; darin ist eine ungeheure Menge von Beobachtungen über die Sitten, die Völker und die Volkssagen der bisher besuchten Stämme enthalten. Die jetzt angetretene Expedition ist auf zwei Jahre bemessen. („A. S. Z.“)

Wissenschaftliche Beobachtungen am Vesuv. Die letzten wissenschaftlichen Beobachtungen über die Thätigkeit des Vesuv hat der italienische Gelehrte Matteucci, der sich seit Jahren ausschliesslich mit der Untersuchung dieses berühmtesten aller Vulkane beschäftigt, in einer vorläufigen Mitteilung an die Pariser Akademie der Wissenschaften besprochen. Eigentlich hat sich der Vesuv seit dem 3. Juli 1895 50 Monate lang in einem ununterbrochenen Ausbruch befunden, denn erst am 1. September 1899 hörte die Lava aus der Seitenspalte zu strömen auf. Von diesem Tage an begann sich der damals 200 m tiefe Krater wieder zu füllen, so dass er am 24. April 1900 nur noch 80 m Tiefe mass. Von dem letztgenannten Tage an trat nun eine neue Periode heftiger Thätigkeit ein, die einen vollen Monat andauerte. Es wurde keine Lava ausgestossen, aber die Explosionen im Krater waren ausnehmend stark, besonders vom 4. bis 14. Mai, mit einem Höhepunkt am 9. Mai. Das Geräusch der Explosionen war derart, dass es in der ganzen Ausdehnung der Campagna Felice deutlich gehört werden konnte. Der Krater erweiterte sich erheblich und mass schliesslich 164 m in nordsüdlicher, 180 m in ostwestlicher Richtung und 540 m im Umfang. Gleichzeitig fand eine starke Flammenentwicklung statt, die zum grössten Teil der Anwesenheit von Schwefelwasserstoff und Schwefeldämpfen zuzuschreiben war. Die grösste von den vulkanischen Bomben und Schlacken erreichte Höhe betrug vom Boden des Kraters aus gemessen 537 m. Mit welcher ungeheurer Gewalt die inneren Kräfte des Vulkans arbeiteten, kann man aus der Thatsache begreifen, dass der grösste der aus dem Krater geschleuderten Blöcke etwa 12 m³ mass und ein Gewicht von annähernd 600 Zentner hatte; er brauchte 17 Sekunden, um seine Flugbahn zurückzulegen und schliesslich mit der ungeheuren Geschwindigkeit von 80 m in der Sekunde zu Boden zu fallen. Die lebendige Kraft der Dämpfe, die diesen Block zu ihrem Spielball gemacht hatten, konnte auf fast 45,600,000 Kilogramm oder 607,995 Pferdekräfte veranschlagt werden. Die Gesamtheit der aus dem Krater ausgeworfenen festen Massen erreichte während der Eruptionszeit im April und Mai etwa $\frac{1}{2}$ Million m³. Durch ihre Anhäufung um den Krater ist der Vesuv um 10 m höher geworden, dessen höchste Spitze jetzt 1303, statt früher 1293 m über dem Meere gelegen ist. Matteucci hielt sich 3 Jahre hinter einander während der Zeit der stärksten Thätigkeit unter beständiger Lebensgefahr auf dem Vesuvgipfel auf. Am 13. Mai bemerkte er des Morgens nur eine heftige Dampfentwicklung, aber gegen Mittag begann die Explosion von neuem und nahm bald eine ausserordentliche Stärke an. Der Forscher verfolgte das Schauspiel vom Kraterrande aus, als er plötzlich von einer furchtbaren Explosion überrascht wurde, die um ihn herum Myriaden von Blöcken

und glühenden Schlacken herabregnen liess, denen er nur wie durch ein Wunder entging. Unter den wichtigsten Erscheinungen erwähnt er das Glühen des ganzen Kraters und die Menge explosiver Bomben, die mitten in der Luft zersprangen. Ferner nennt er als besondere Merkwürdigkeit Steine, die neben ihm niederfielen und sich mit Salmiak überzogen zeigten, ferner Schlacken, die eine glänzende Patina von metallischem Aussehen hatten, aus einer Verbindung von Eisen und Stickstoff. („Schw. Merkur“.)

Aus Centralafrika. Major St. Hill Gibbons, der im Mai 1898 mit fünf Begleitern England verliess, ist im Spätjahr 1899 von seiner Forschungsreise in Afrika zurückgekehrt. Er hat das afrikanische Festland in doppelter Richtung, von Chinde an der Ostküste bis Berguela an der Westküste und abermals vom Sambesifluss bis nach Kairo durchquert und kann daher Anspruch darauf erheben, in den letzten zwei und ein Viertel Jahren mehr Meilen zurückgelegt zu haben, als irgend ein anderer Afrikareisender, Stanley und Livingstone eingerechnet. Er hat 13,000 englische Meilen zurückgelegt. Die erste Aufgabe der von Major Gibbons geleiteten Expedition war die genaue topographische Aufnahme des Barotsegebietes zur endgültigen Feststellung der Stämme und ihres Besitzes. Bei dieser Gelegenheit hat Major Gibbons die Entdeckung gemacht, dass die wirkliche Quelle des Sambesi sich nahezu 100 englische Meilen nordwestlich von der bisher angegebenen Stelle in einem wellenförmigen, aber nicht bergigen Gebiet etwa 1500 m über dem Meer befindet. Die ganze Strecke ist durch Sklavenhandel beinahe entvölkert. Im Barotseland wurde ein Stamm von Buschmännern entdeckt, die von den bisher bekannten gänzlich abweichen. Sie sind ausserordentlich furchtsam, von schwächerer Gestalt, aber nicht sehr klein. Ihre Lippen sind nicht dick, sondern eher zurücktretend, so dass sie fast wie zahnlos aussehen. Merkwürdig ist ihre helle Hautfarbe; sie sehen in der That nicht viel dunkler aus als sonnverbrannte Weisse. Ihre Waffen bestehen aus Pfeilen und Bogen, sie haben keinerlei Wohnungen. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Schlangen; ist des Tages Jagd vorüber, so legen sie sich irgendwo auf den Erdboden zum Schlafen nieder. Sie waren sehr freundlich. Anfangs ergriffen sie die Flucht, wurden aber mit der Zeit so zutraulich, dass sie sich photographieren liessen. Ueberhaupt ist bemerkenswert, dass die Reisenden nie Veranlassung hatten, von ihren Feuerwaffen gegen Eingeborene Gebrauch zu machen, trotzdem sie häufig undurchforschtes Land durchzogen. Major Gibbons ist stolz darauf, auf der ganzen langen Reise nie einen Neger getötet oder einen seiner Boys durch Krankheit oder Unfall verloren zu haben. Nach der Durchforschung des Barotsegebietes trennte sich Major Gibbons von seinen Begleitern und zog vom Sambesi in nördlicher Richtung nach Uganda. Zwischen Kivu und dem Albert Edward-See durchquerte er die als Umfumbira bekannte Strecke vulkanischen Ursprungs. Dieses Gebiet soll voll Menschenfresser sein; aber Major Gibbons begegnete keinem. Die mit Pfeilen und Lanzen bewaffneten Eingeborenen beobachteten die durch ihr Land ziehende Karawane von den Höhen, drängten sich auch einmal feindlich heran; aber es kam nie zum Kampf. In der Nähe des Albertsees sah Major Gibbons überall Spuren des afrikanischen Fluches, der Sklavenjagd, niedergebrannte Dörfer, herumliegende verwesene Leichen, bewaffnete Truppen, die zur Rache auszogen, verhungerte Einwohner, in Flammen aufgehende Ortschaften. Sobald Uganda erreicht war,

wo gegenwärtig Sir Harry Johnston als Verwalter regiert, machte sich ein auffallender Wechsel bemerkbar. Die Eingeborenen gingen unbewaffnet umher und grüssten die Europäer freundlich. („A. S. Z.“)

Gauchos. Mit diesem Namen werden gewöhnlich die Einwohner des Staates Rio Grande bezeichnet, was nur teilweise richtig ist. Der Name Gauchos bedeutet nämlich die durch Kreuzung der Spanier und der Indianer Charruas entstandene Mestizenrasse, welche sich der zwischen dem Uruguay und Matto Castelhana in grossen estancias angelegten Viehzucht widmete, und ohne feste Wohnsitze zu haben, ein nomadisches Leben führte. Es war ein tapferes Volk; als Waffen bediente es sich der Lanze, der aus drei kugelförmigen Steinen bestehenden Schleuder (boladeira) und des laço, welcher am Sattel befestigt wurde. Auch die macana, eine Art von Mordkeule der Indianer, und die adaga, d. h. ein kurzes Schwert, von ihnen cuxilho genannt, dienten ihnen als Waffe. Sie bestiegen wilde Pferde und nährten sich mit Pferdefleisch, nach der Sitte des Indianerstammes, von welchem sie abstammten. Der Anzug eines Gaucho bestand einfach aus einer an den Enden mit Löchern und Fransen versehenen Unterhose, einem Hemd, einem Gurt, an dem eine mit silbernen Münzen zugeknöpfte Tasche befestigt wurde, und einem Käppchen oder runder Mütze als Kopfbedeckung. Als Schuhe diente die von den Hinterbeinen der Rinder abgezogene Kniehaut, welche noch frisch und weich den Füßen angepasst und mit Riemen festgebunden wurde, ohne jedoch die Zehen zu bedecken. Ihre fast ausschliessliche Speise war das ohne Spiess auf glühenden Kohlen halbgebratene Fleisch (churasco), ihr Getränk der heute so allgemein beliebte mate chimarrão, welcher früher nur den Gauchos und einigen Indianerstämmen in Paraguay bekannt war.

Das Schwinden der Naturwunder im Yellowstone-Park. Die Vereinigten Staaten besitzen in dem Yellowstone-Park eine Landschaft, auf der die ausserordentlichsten Naturerscheinungen derart zusammengedrängt sind, wie in kaum einem andern Gebiete der Erde; sie haben ihn daher zum Nationalbesitz gemacht. Für Jeden, der Amerika besucht, ist das erste Ziel, wenn er die grossartigen Naturschauspiele des Landes kennen lernen will, der Niagarafall, das zweite der Yellowstone-Nationalpark. Tausende pilgern seit Jahrzehnten alljährlich nach diesem Landesteil, um die märchenhaften Enthüllungen der Naturkraft dort zu geniessen.

Die Kunde von dem allmählichen aber raschen Schwinden dieser Wunder muss geradezu alarmierend auf die amerikanische Bevölkerung und auch auf die Vertreter der Naturwissenschaft im Allgemeinen wirken. Es ist aber kaum ein Zweifel daran möglich, dass wenigstens die eigenartigsten unter den dortigen Offenbarungen der Natur in unaufhaltsamem Verfall begriffen sind. Dies gilt im Besonderen von den berühmten Geysern, die jene von Island sowohl an Zahl — der grosse Geologe Dana gab sie auf über 10,000 an — als auch an Bedeutung übertrafen. Nunmehr hat einer der heutigen Geologen, Barbour, genaue Untersuchungen im Yellowstone-Park angestellt und eine sehr bedeutende Abnahme der Thätigkeit der Geysir, dieser Springbrunnen heissen Wassers, ermittelt. Schon vor vier Jahren hat man den Verdacht geschöpft, dass die Naturerscheinungen nicht mehr mit derselben Kraft thätig seien als früher; jetzt ist dieser Argwohn nicht nur zur Thatsache geworden, sondern es hat

den Anschein, als ob die grandiosen Geysir überhaupt in acht bis zehn Jahren wenn ihre Thätigkeit sich weiterhin in demselben Grad vermindert, völlig verschwunden sein werden. Dies gilt nicht nur für die eigentlichen Geysir, sondern auch für die Schlammvulkane, die heissen Quellen, die Gasbrunnen und andere Merkwürdigkeiten, von denen bereits viele während der letzten vier Jahre erloschen sind.

Die heissen Quellen der berühmten Mamuthgrotte bieten nicht mehr den zehnten Teil davon, was sie früher waren. Die Cascade der Minerva-Terrasse ist seit 1895 verschwunden, und die heissen Ströme der Kanzel- und Jupiter-Terrasse, sowie die des Engen Schlundes haben viel verloren. Der Schnarchende Berg ist verstummt, obgleich er noch Dampf ausströmt. In dem grossen Norris-becken ist der Geysir, der als der Schwarze Brummer bekannt ist, weit weniger thätig als früher, und der Glänzende Brunnen in dem Lamer-Bassin ist ganz zum Stillstand gekommen. An seiner Stelle hat sich ein kleiner Brunnen heissen Wassers gebildet, der nach dem vor einiger Zeit populärsten Manne Amerikas den Namen Dewey erhalten hat. Im oberen Becken ist der Riesenmalertopf zur Hälfte tot, und eine grosse Zahl der übrigen berühmten Malertöpfe haben ihre Thätigkeit mehr oder weniger eingestellt.

Unter den Geysern sind der Glänzende Geysir und der Bienenstock, von denen sich Abbildungen in fast allen geologischen Werken finden, nahezu gänzlich verschwunden. Der Grosse Geysir, der früher alle Tage spielte, schleudert jetzt seine Massen heissen Wassers nur noch in unregelmässigen Ausbrüchen, etwa dreimal in jedem Sommer, in die Lüfte, und die Cascade, die sich früher fast jede Viertelstunde produzierte, erscheint jetzt nur noch einmal täglich. So ist es mit allem, und die Geologen und Naturfreunde, die die Wunder des Yellowstone-Parkes noch nicht kennen, werden sich beeilen müssen, wenn sie noch etwas davon sehen wollen. („A. S. Z.“)

Indischer Thee. Die Zeiten, in denen China ein Weltmonopol für die Theeversorgung aller Länder besass, sind vorüber, seitdem die Theepflanzungen in Nord-Indien einen so bedeutenden Aufschwung genommen haben, dass sie einen bedeutenden Teil auch des ausländischen Bedarfes decken können. Im vorigen Jahre betrug die Theeerzeugung Indiens nicht weniger als 186 $\frac{1}{2}$ Millionen Pfund mit einer Steigerung von 23 $\frac{1}{2}$ Millionen gegen das vorausgehende Jahr. Die Zahl der ständig bei der Pflanzung und Bewirtschaftung der Theeplantagen, sowie bei der Ernte und der Versendung beschäftigten Personen belief sich auf 558,000, wozu noch nahezu 100,000 gelegentliche Hilfsarbeiter kommen. Von der ungeheuren Ernte wird nur recht wenig in Indien selbst verbraucht, nämlich nur acht Millionen Pfund, von denen fast drei Millionen noch aus China eingeführt werden. Weitaus der stärkste Abnehmer für indischen Thee sind die übrigen britischen Länder, ganz besonders Grossbritannien selbst; es kaufte im letzten Rechnungsjahre über 154 Millionen Pfund oder 97 $\frac{0}{100}$ der Durchschnittsernte an indischem Thee, die in den letzten fünf Jahren etwa 160 Millionen Pfund betrug. Von den andern Ländern kommen als Abnehmer von indischem Thee nur noch in Betracht Australien, Nordamerika, Persien, Russland und die Grenzländer im Nordwesten Indiens. Von dem Aufschwung der indischen Theepflanzungen erhält man einen Begriff durch die Thatsache, dass in den letzten 15 Jahren die mit Thee

bepflanzten Flächen um 82 0/0, der Ertrag dagegen um fast das Doppelte, nämlich um 166 0/0, gewachsen ist. In Assam, der nordöstlichsten, an Barma grenzenden Provinz, wo das europäische Kapital am stärksten bei den Theefarmen beteiligt ist, hat sich ein ächter Grossgrundbesitz herausgebildet, während die Theegärten in anderen Gebieten Indiens, wo deren Besitzer Eingeborene sind, nur eine geringere Ausdehnung aufweisen. Die hauptsächlichlichen Theebezirke Indiens sind das Brahmaputra-Thal und das Surmah-Thal in Assam, die Präsidentschaft Bengalen, das Pendschab und der südindische Staat Travancore. („A. S. Z.“)

Kamerun oder Kiautschou? Unter diesem Titel hat der Vorsitzende des Bundes der deutschen Bodenreformer, Ad. Damaschke, eine Flugschrift veröffentlicht, in welcher die in den beiden Kolonien befolgte Praxis in der Bodenfrage beleuchtet wird.

Im Dezember 1898 hat das Kolonialamt in Berlin mit der Gesellschaft Südkamerun einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem derselben ca. 77,000 Quadratkilometer Kronland in Kamerun zwischen dem 12^o östlicher Länge v. Gr. und dem 4^o nördlicher Breite einerseits und der südlichen und östlichen Grenze Kameruns andererseits übergeben wird, beiläufig ein Gebiet vom fünf-fachen Umfang des Königreichs Sachsen. Als Gegenleistung wird eine Abgabe von 10 0/0 des Reingewinns verlangt, nachdem 5 0/0 Dividende an die Aktionäre und 5 0/0 an den Reservefond (bis dieser 25 0/0 des Grundkapitals erreicht hat) ausgerichtet sind. Das gezeichnete Kapital betrug zwei Millionen Mark, das eingezahlte M. 500,000. Das Grundkapital wurde in 5000 Aktien à 400 Mk. zerlegt. Nun wurden die Aktien und 15,000 Genusscheine à Fr 900. — in Brüssel auf den Markt geworfen und ein Reingewinn von 16 Millionen Franken erzielt, wovon allerdings den bei diesem „Geschäft“ assistierenden zwei Finanzgrößen ein schöner Anteil zufiel. Die Aktien und Genusscheine wanderten meist in die Hände ausländischer Spekulanten.

Da der beschränkte Unterthanenverstand nicht einsehen wollte, dass Deutschland Gut und Blut seiner Söhne geopfert habe, um einigen Grosskapitalisten zu einem Profit zu verhelfen, erfolgte eine scharfe Kritik und eine Erörterung im Reichstag, wobei der Direktor des Kolonialamtes erklärte, man habe den Verkauf der Aktien an einer *fremden* Börse nicht verhindern können und noch folgende, ungewöhnlich lehrreiche Bemerkung beifügte: „Nun, meine Herren, kann ich es aber nicht für ein so grosses nationales Unglück halten, wenn an Kolonialpapieren auch einmal Geld gewonnen wird. Wir wollen das doch den Leuten gönnen. Es thut mir leid, dass nicht *alle* Leute daran verdient haben; aber es ist doch immer so in der Welt, dass die Einen etwas verdienen und die Andern nicht, und diejenigen, die nicht verdienen, sind dann natürlich traurig.“

Dieser Erfolg der „Arbeit“ musste ermutigend auf andere Spekulantenkreise wirken. Eine Gesellschaft „Nordwest-Kamerun“ kam um eine Konzession ein und erhielt ein fruchtbares Gebiet von 88,000 Quadratkilometer, das im Süden vom Sanaga und im Norden durch den 8. Breiteregrad begrenzt wird und beim Cross-River an der englischen Grenze wertvolle Salzquellen aufweist. Die eingegangene Verpflichtung scheint der Südkamerun-Gesellschaft bereits lästig zu fallen, indem von der ihr nahestehenden Presse die Gewinn-

beteiligung der Regierung bei Kolonialgesellschaften als „sozialistisch“ verdächtigt und von einer Rückgängigmachung derselben gegen „eine angemessene Entschädigung“ redet!

Ganz anders und auf gesunder Grundlage wird die Bodenfrage in dem der Admiralität unterstellten Kiautschou behandelt. Nach der deutschen Besitzergreifung machten sich zuerst chinesische, dann europäische Spekulanten und Strohmänner auf die Socken, um möglichst viel Grund und Boden zu erwerben. Die Verwaltung hatte aber damit keine Eile, trotz des Schimpfens der deutschen Tagespresse und des Zorns der Kapitalisten. Erst im Dezember 1898 begann die Landauktion unter Bekanntmachung der Steuergrundsätze, die künftig in der Kolonie gelten sollen. Als Grundlage des Steuersystems dient die Grundsteuer, die sechs Prozent des für das Land bezahlten Wertes betragen soll. Alle drei Jahre soll der Bodenwert neu abgeschätzt werden, um die Grundsteuer in richtigem Verhältnis zu demselben zu halten, denn das Steigen der Bodenwerte ist nicht allein die Frucht der Arbeit der einzelnen Besitzer, sondern der Leistungen des ganzen deutschen Volkes und soll diesem wieder zu gut kommen. Bei jedem Bodenverkauf, wobei die Regierung sich das Vorkaufsrecht gewahrt hat, soll unter voller Anrechnung der vom Verkäufer herührenden Verbesserung, vom Mehrwert des Grundstücks eine Abgabe von $33\frac{1}{3}\%$ an das Gouvernement entrichtet und bei Grundstücken, die den Besitzer nicht wechseln, alle 25 Jahre diese Zuwachssteuer erhoben werden. Dagegen soll jede Form von Handel und Wandel, Gewerbe und Arbeit von Steuer verschont bleiben und jeder ehrlichen Arbeit freie Bahn gegeben sein.

Diese Landordnung ist als eine soziale That zu begrüßen und wird hoffentlich auch für andere Kolonialgebiete bahnbrechend wirken. So bemüht die Behandlung der Bodenfrage in Kamerun, so erfreulich ist die in China angebahnte Bodenreform. Jedenfalls braucht man kein Prophet zu sein, um vorauszusehen, dass der Regierung aus der in Kamerun befolgten Politik ernstliche Schwierigkeiten erwachsen werden, abgesehen davon, dass das deutsche Volk es müde werden wird, zu säen, damit einige reiche Spekulanten ernten können.

Entdeckung neuer Kautschukwälder in Bolivien. In Bolivien sind kürzlich neue Kautschukwälder von grosser Ausdehnung in den Departements Santa Cruz und Beni entdeckt worden. Auch in der Provinz Caupolican im Departement La Paz sind reiche Kautschukwälder gefunden worden, welche einige bis dahin unbekannte Kautschukpflanzen enthalten. In Bolivien wurde bisher nur eine einzige Art Kautschuk aus der als Hevea oder Siphonia Brasiliensis bekannten Pflanze gewonnen; es ist jedoch kürzlich eine Anzahl von Pflanzen, welche unter dem Namen Castillos bekannt und auch in Mexiko, Ecuador, Kolumbien und Centralamerika heimisch sind, in den bolivianischen Wäldern gefunden worden. Auch Guttapercha soll in Bolivien entdeckt worden sein. Falls sich diese Nachrichten als richtig erweisen, so dürfte diesen Entdeckungen eine grosse Bedeutung beizulegen sein, da sich bisher auf dem Weltmarkt ein Mangel an Guttapercha fühlbar gemacht hat. Um die Verschiffung des Kautschuk und Guttaperchas aus den Departements Santa Cruz und Beni zu erleichtern, hat die bolivianische Regierung beschlossen, am Laguna Galbon, einem Nebenfluss des Paraguayflusses, einen Hafen mit einem Zollamt zu eröffnen. („Export.“)

Deutsch-Ostafrika. Die Wahl des Grafen Adolf von Götzen zum Gouverneur des deutschen Gebietes wird als eine sehr glückliche betrachtet. Er entstammt einer schlesischen Adelsfamilie, war kurze Zeit Mitglied der deutschen Botschaft in Rom und begann 1891 eine Reihe grosser Reisen, die seinen Namen bekannt machten. Er untersuchte das Gebiet des Kilimandscharo, machte topographische Aufnahmen in Kleinasien und begann im September 1893 eine grosse Expedition zur Durchquerung Afrikas in Begleitung von Dr. v. Prittwitz und Dr. Hermann Kesting. Von Osten nach Westen marschierten sie in der Richtung über den Kiwusee durch den dunkeln Erdteil und trafen im Januar 1895 wieder in Europa ein. Er bestieg den geheimnisvollen 8475 m hohen Vulkan Kirunga, entdeckte den Kiwusee und durchwanderte die aus Stanley's Reisebericht bekannten Urwälder am oberen Kongo. Ein Hauptergebnis der grossen Reise ist die Feststellung, dass der von ihm entdeckte Nyovaronga der Quellfluss des Kagera-Nils ist. Später war Götzen Hauptmann im grossen Generalstab, nachdem er im amerikanischen Stabe den Feldzug auf Cuba mitgemacht hatte. Als Vorstandsmitglied der deutschen Kolonialgesellschaft hatte er Gelegenheit, sich mit den Fragen zu beschäftigen, deren Ausführung ihm nun anvertraut ist. Sein Bestreben ist, das Land wirtschaftlich zu erschliessen, die Eingeborenen zur Arbeit heranzuziehen und die Thätigkeit der Plantagenbesitzer und Kaufleute zu fördern.

China. Vor etwa sieben Jahren mahnte Missionar Dr. Faber, sich nicht über die Lage in China zu täuschen. Wenn auch jetzt scheinbare Ruhe auf der Oberfläche eingetreten sei, so müssten andere stärkere Bewegungen folgen mit der Notwendigkeit von Aeusserungen mächtiger Naturkräfte; die Unruhen von 1891 wären schwache Symptome gewesen, verständlich für den Einsichtsvollen; sie hätten China bewiesen, dass die Fremden mit aller ihrer Macht rein hilflos seien gegen solche Ausbrüche. — Kurz vor Ausbruch der jetzigen Wirren konnte man von offizieller Seite hören „es habe keine Gefahr“. Wer hat nun richtig gesehen?

Brasilien. Obgleich in diesem Lande das Wachstum der Städte kein so rasches ist, wie in Nordamerika, so scheint es doch, wie das Beispiel von Bello Horizonte zeigt, nicht zu den Unmöglichkeiten zu gehören. Diese an Stelle von Ouro Pretos etwa zwölf Kilometer von Sabará am Fusse der Serra do Curral auf einem wunderschönen Plateau von ca. 850 Meter Höhe seit 1894 neu erbaute Hauptstadt des Staates Minas Geraes zählte Ende 1898 bereits 25,000 Einwohner. Sie besitzt eine gute Wasserleitung, Schwemmkanalisation, elektrische Strassenbahnen, Parkanlagen, Plattenfussteige, gepflasterte oder makadamisierte Fahrdämme, teilweise Dinge, um die sie von europäischen Städten beneidet werden dürfte.